

URS MEIER · JÜRGEN PANDER

URS
MEIN LEBEN AUF BALLHÖHE
MEIER

DELIUS KLASING VERLAG

Inhalt

Vorwort

von Jürgen Klopp 7

1. Kapitel

Plädoyer für den Profischiedsrichter 9

Sind starke Schiedsrichter überhaupt erwünscht? 15

Profis auf Augenhöhe 20

Wir müssen miteinander reden 25

2. Kapitel

Der Anstoß meiner Karriere 35

Tor oder kein Tor? 39

Was bildet der sich ein? 43

Frühe internationale Erfahrung 45

Jenseits der Fußballregeln 51

Der Teamgeist erwacht 56

Endlich erste Liga 60

Gastkommentar

Bruno Galler 66

3. Kapitel

Neue, weite Fußballwelt 72

Auf höchster Ebene 75

In einer Liga mit den Stars 80

Schiri, wir wissen, wann dein Flugzeug geht 88

| | |
|--|-----|
| Die Schwierigkeit, neutral zu sein | 94 |
| ... und dann die äußeren Umstände | 101 |

4. Kapitel

| | |
|---------------------------------------|------------|
| Auf der ganz großen Bühne..... | 112 |
|---------------------------------------|------------|

| | |
|---|-----|
| Wer pfeift wen? | 116 |
| Der schönste Moment meiner Karriere | 119 |
| Überraschung am Billardtisch | 128 |
| Alles hinschmeißen? | 133 |
| Mit Tapeverband ins Finale..... | 138 |
| Überraschende Wendung in Seoul | 142 |
| Lauflektion bei 30 Grad..... | 146 |
| Unverhoffte Nominierung..... | 148 |
| Gelb war sein Schicksal | 153 |

Gastkommentar

| | |
|----------------------|-----|
| Laurent Rausis | 159 |
|----------------------|-----|

5. Kapitel

| | |
|-------------------------------------|------------|
| Die Kunst des Pfeifens | 166 |
|-------------------------------------|------------|

| | |
|---|-----|
| Ein Fußballspiel lesen | 170 |
| Ein Spiel dauert länger als 90 Minuten..... | 175 |
| Wie weit geht die Fairness?..... | 181 |
| Wie nehmen Sie den Pausentee?..... | 189 |
| Große und kleine Gesten | 192 |
| Das Spiel mit den Karten..... | 197 |
| Trikot, Schuhe, Ausgleichssport | 206 |

| | |
|---|-----|
| 6. Kapitel | |
| Das dramatische Finale | 211 |
| Dunkle Ahnung im Stadion des Lichts | 213 |
| Die Schlamm Schlacht | 217 |
| Die letzten Pfiffe..... | 219 |
| Der allerletzte Pfiff | 222 |
| 7. Kapitel | |
| Neustart neben dem Platz | 225 |
| Mit Dreierkette zum Fernsehpreis | 227 |
| Den richtigen Ton treffen | 231 |
| Im Dienste des Fußballs | 234 |
| Angst vor Veränderung | 238 |
| Lebenslauf | 242 |

Vorwort

Zu Schiedsrichtern habe ich ein spezielles Verhältnis. Vermutlich hängt das mit meinem Beruf zusammen. Als Fußballtrainer bist du natürlich in einem gewissen Maße von Schiedsrichterleistungen abhängig. Fehler sind menschlich, aber es nicht immer leicht, das gerade auch in besonders wichtigen Spielen zu akzeptieren. Ich habe darin Erfahrung und mich nicht nach jeder Niederlage mit Ruhm bekleckert. Sorry! ;-)

Vielleicht wundert es jetzt einige, dass ausgerechnet ich das Vorwort zu einem Buch schreibe, in dem ein ehemaliger Schiedsrichter aus seinem Leben erzählt. Dass es jetzt dennoch dazu kommt, hat mit glücklichen Zufällen zu tun und damit, dass es um Urs Meier geht. Der war zwar mal Schiedsrichter, aber ich habe ihn erst danach kennengelernt, und jetzt sind wir Freunde.

Das erste Mal begegnet sind wir uns in der Maske des *Aktuellen Sportstudios* in Mainz, irgendwann im Frühjahr 2005. In der bevorstehenden Sendung sollten wir beide – ein Jahr vor der WM in Deutschland – gemeinsam mit Johannes B. Kerner als neue ZDF-Moderations-Dreierkette für Fußballländerspiele vorgestellt werden. Obwohl Urs Schweizer ist, war ich an diesem Abend etwas pünktlicher. Ich saß also vor dem Spiegel, er kam herein, ich stand auf – und dann folgte eine Begrüßung, nach der eigentlich alles klar war. Ich weiß nicht genau warum, doch in dem Moment, als wir uns die Hände schüttelten, uns angrinsten und die ersten Worte miteinander wechselten, war ich mir absolut sicher, dass funktionieren würde, was sich der damalige ZDF-Sportchef Dieter Gruschwitz durchaus verwegen ausgedacht hatte: Moderator Kerner im Verbund mit einem Ex-Schiedsrichter und einem Bundesliganeuling (ich coachte damals Mainz 05) als neues Dreigestirn im Fußballfernsehen.

Es passte einfach, und zwar nicht nur vor der Kamera. Beim Confed-Cup im Sommer 2005, es war das erste große Turnier, bei dem Kerner-Meier-Klopp ihren Senf dazu gaben, ereignete sich ein typischer Urs-Meier-Moment. Es war nach dem Spiel Deutschland gegen Tunesien in Köln, ein klares 3:0 für das Team von Jürgen Klinsmann. Wir hatten mit dem ganzen ZDF-Team noch ein wenig gefeiert und irgendwann, es war schon in den Morgenstunden, bekamen wir Hunger. Wir fielen bei einem Burgerladen ein, bestellten, und Urs wollte für alle zahlen. Er gab der Kassiererin einen 500-Euro-Schein, er hatte es nicht kleiner (Schweizer!). Die arme Frau kratzte alles Geld aus der Kasse, konnte ihm aber dennoch nicht mehr als 202 Euro rausgeben. Und Urs sagt: »Okay, dann geben Sie uns bitte Hamburger, Pommes und Getränke für den Rest.« In der nächsten halben Stunde war er dann damit beschäftigt, Unmengen von Burgern zu verteilen. Zuerst an die Leute, die hinter uns in der Schlange standen, und danach auch noch an Nachtschwärmer vor dem Lokal. »Was für ein schräger Typ«, dachte ich, »was für eine coole Aktion.«

Inzwischen weiß ich, so ist er: spontan, großzügig, warmherzig – und manchmal will er auch zuviel. Damals in Köln hat er auf jeden Fall viel zu viel bekommen. Besonders wenn es um Fußball geht, den Sport, den er ebenso liebt wie ich, schießt er dann schon mal übers Ziel hinaus. In diesem Punkt sind wir uns, glaube ich, ziemlich ähnlich. Und wir stimmen sogar darin überein, dass in Sachen Schiedsrichterleistungen in den meisten Fällen noch Luft nach oben ist. Ich als Trainer empfinde das womöglich noch deutlicher als er, aber das hier ist sein Buch. Weshalb er nun endlich selbst zu Wort kommen soll. Zu erzählen hat er genug – schließlich hat er den Job mit der Pfeife 27 Jahre lang gemacht.

Viel Spaß bei der Lektüre

Jürgen Klopp

3. Kapitel

Neue, weite Fußballwelt

Weil wir gerade bei den Details waren, die ja auf keinen Fall mit Nebensächlichkeiten gleichzusetzen sind: Der Pfiff an sich ist auch so eine scheinbare Kleinigkeit im Rahmen der Spielleitung des Schiedsrichters; doch das täuscht, denn ein richtig dosierter Pfiff kann große Wirkung entfalten. Ein Referee kann durch die Art und Weise, wie er pfeift, allein schon akustisch vieles deutlich machen. Leider wird dieses Potenzial, das im Pfiff steckt, kaum genutzt. Das hat unterschiedliche Gründe. Zuerst einmal ist da die Pfeife, also quasi das Instrument des Unparteiischen. Es gibt unterschiedliche Modelle, und jedes einzelne bietet bestimmte Vorteile, hat aber auch Schwächen. Als ich mit der Schiedsrichterei angefangen habe, benutzte ich eine englische Metallpfeife; aber nicht lange, denn die hat meinen Zähnen nicht gutgetan. Mit dem Teil musste man wirklich aufpassen, wenn man blitzschnell reagieren und pfeifen, dabei aber keinen Schneidezahn verlieren wollte. Als Nächstes habe ich eine italienische Balilla-Pfeife verwendet. Mit der konnte man unglaublich gut »sprechen«. In der Schiedsrichterausbildung gab es tatsächlich eine Lektion, die hieß »Die Pfeifensprache«. Ende der 1970er-Jahre galt es noch als essenziell, Botschaften per Pfiff zu vermitteln. Ich mochte die Balilla, und ich habe sie bis zu dem Tag gern benutzt, an dem ich mein erstes Spiel in der Türkei leitete.

Es war das UEFA-Cup-Spiel Fenerbahçe gegen AS Cannes am 27. September 1994 im Stadion Sükrü Saracoglu. Das Hinspiel zwei Wochen zuvor in Frankreich hatten die Türken 0:4 verloren. Dennoch hatten sie ganz offenkundig das Gefühl, diese

Niederlage im Rückspiel ausbügeln zu können. Das Stadion jedenfalls war am schon Vormittag, als wir die übliche Besichtigung absolvierten, mit etwa 30 000 Leuten besetzt. Die waren wirklich überzeugt, dass Fenerbahçe das Duell noch drehen kann. Dieser Glaube an ein Fußballwunder manifestierte sich dann am Abend beim Spiel in einem ohrenbetäubenden Lärm. Jetzt muss man wissen, dass die Fans in der Türkei etwas schriller und in einer höheren Frequenz pfeifen als etwa die Fans in England, Deutschland oder Italien. Warum das so ist, weiß ich nicht, aber es ist so. Ich pfiff das Spiel also mit meiner Balilla an. Cannes hatte Anstoß, und die türkischen Spieler wollten den Franzosen sofort deutlich machen, dass es hier nichts zu holen gäbe. Gleich die erste Attacke eines türkischen Spielers war ein deftiges Foul, und ich habe volle Kanone in meine Pfeife geblasen, um klarzumachen: Hey, so nicht! Doch die haben einfach weitergespielt. Was nicht verwunderlich war, denn ich selbst hatte meinen eigenen Pfiff nicht gehört. Ich hab dann ein paar Mal auf die Pfeife geklatscht, weil ich vermutete, die Kugel habe sich verklemmt, und noch einmal so kräftig wie möglich gepfiffen. Wieder war nichts zu hören. Mit Fuchteln und Winken habe ich dann das Spiel unterbrochen. Das war natürlich extrem mühsam, doch es ging gar nicht anders. Erst als Cannes in der 21. Minute in Führung ging, ebte das Pfeifkonzert ein wenig ab, und als in der 24. Minute das 0:2 fiel, erstarb es. Die Balilla war fortan wieder zu hören.

Aber es gab noch eine andere Kuriosität an diesem Abend, und die hatte bereits bei der Besprechung am Vormittag ihren Ausgang genommen. Bei dem Termin hatte ich den Verantwortlichen von Fenerbahçe und dem Delegierten der UEFA mitgeteilt, dass ich am Abend gern zehn Ersatzbälle hätte. Alle haben mich angeschaut wie einen Irren, denn normalerweise gab es damals außer dem Spielball noch zwei weitere Bälle, die an der Ersatzbank der Heimmannschaft bereitlagen. Doch ich habe an diesem Vormittag in Istanbul höflich darauf bestanden,

dass am Abend bitte ausnahmsweise zehn Bälle bereitzuliegen hätten. Ich weiß nicht mehr, warum ich das verlangt habe, nie zuvor und nie mehr danach habe ich auf zehn Bällen bestanden.

Jedenfalls passierte dann, nachdem Cannes das zweite Tor geschossen hatte, Folgendes: Jeder Ball, der auf die Tribüne flog, wurde von den Zuschauern nicht mehr zurück aufs Spielfeld geworfen, sondern weitergereicht und dann, aus passender Entfernung, auf die Ehrentribüne geschossen; offenbar aus Protest gegen das Vereinspräsidium oder etwas in der Art. Zur Halbzeit jedenfalls waren schon fünf Bälle verschwunden. Wenn wir also begonnen hätten wie immer, hätte man das Spiel vermutlich wegen Ballmangels abbrechen müssen. Am Ende stand es 1:5, und Fenerbahçe war ausgeschieden. Das Publikum blieb übrigens noch Stunden nach dem Schlusspfiff im Stadion und nahm aus Frust und Wut die Mannschaft in eine Art Geiselschaft, denn die wurde sozusagen in der Kabine festgesetzt. Am anderen Morgen bin ich, zunächst mit einem etwas flauen Gefühl, durch den Basar von Istanbul spaziert. Aber schon nach wenigen Minuten war klar, dass ich keine Unmutsäußerungen zu befürchten hatte. Immer wieder hieß es »hakem, hakem«, das heißt auf Türkisch Schiedsrichter, und mir wurde Tee angeboten und hier und da kleine Geschenke in die Hand gedrückt. Die waren alle richtig gut drauf – und ich nehme an, ich bin an diesem Morgen vor allem den Fans der Konkurrenzclubs Besiktas und Galatasaray begegnet.

Im Laufe dieses Spiels in Istanbul dämmerte mir jedenfalls, dass der Ton der Balilla-Pfeife offenbar auf der gleichen Frequenz lag wie die Pfliffe des Publikums. Und von da an habe ich zur Fox 40 gegriffen, einer Pfeife aus Kanada. Die ist zwar noch schriller, greller und lauter als zum Beispiel türkische Fans, aber dafür fehlen ihr die Nuancen. Man kann mit dieser Pfeife zwar auch leiser oder lauter und kürzer oder länger pfeifen, aber darüber hinaus fehlen die Mitteilungsmöglichkeiten.

Das macht den Job als Schiedsrichter etwas schwieriger, denn eigentlich muss es so sein, dass die Spieler schon an der Art des Pfiffes erkennen, wie man ein Foul bewertet und wie knapp sie vor einer Verwarnung stehen. Zudem ist diese Sprache international. Pfiff, Gestik und Präsenz sind die entscheidenden Mittel, um als Schiedsrichter eine Botschaft zu vermitteln, und der Pfiff ist darunter wohl das wichtigste. Da kannst du sozusagen mit einem Luftstoß dem foulenden Spieler, dem gefoulten Spieler und den Tausenden im Publikum schlagartig klarmachen, was Sache ist. Bei großen Spielen vor vielen Tausend Zuschauern habe ich mit der Fox 40 Classic gepfiffen, bei Spielen im kleineren Rahmen mit lediglich einigen Hundert Zuschauern jedoch mit einer kleineren Variante der Fox 40, die klingt etwas leiser und weniger aggressiv.

Auf höchster Ebene

Um derartige internationale Erfahrungen wie eben in der Türkei machen zu können, musste ich natürlich erst einmal FIFA-Schiedsrichter werden, was wiederum bei mir eine spezielle Angelegenheit war. Meine persönliche Planung sah ja so aus, dass ich bei der Weltmeisterschaft 1998 in Frankreich als Schiedsrichter dabei sein wollte; dies wiederum setzte nach meiner Schätzung voraus, dass ich für das Jahr 1993 auf die Liste der Schiedsrichterkandidaten kommen sollte, die der Schweizer Fußballverband der FIFA immer im Oktober zukommen lässt. Ein Konkurrent auf einen Platz auf der Liste war Michel Zen-Ruffinen, damals Schiedsrichter und FIFA-Funktionär, später wurde er sogar deren Generalsekretär von 1998 bis 2002. Die Auswahl der FIFA-Schiedsrichter muss man sich so vorstellen, dass der Weltverband in aller Regel die Nominierungen der Landesverbände übernimmt. Es gibt lediglich eine Art Kontingentierung: Deutschland, England oder Italien stellen als große

Nationen zum Beispiel zehn internationale Schiedsrichter, kleinere Länder wie die Schweiz etwa sieben. Die FIFA segnet also die Vorschlagsliste der Landesverbände ab, und wenn du als Schweizer Schiedsrichter unter den ersten sieben bist, wirst du also im kommenden Jahr als FIFA-Referee pfeifen.

Es war dann so, dass ich Ende November 1992 ein Schreiben des Schweizerischen Fußballverbandes erhielt, in dem mir zu meiner neuen Position als FIFA-Schiedsrichter gratuliert wurde. Gegen Abend jedoch, ich war kurz davor, eine Flasche Champagner aufzumachen, um meine Beförderung zu feiern, rief mich ein Blick-Journalist an und sagte: »Urs, du wirst nicht FIFA-Schiedsrichter.«

»Woher willst denn du das wissen?«, fragte ich einigermaßen irritiert.

»Ich bin bei der FIFA gewesen, und dort hieß es, Michel Zen-Ruffinen wird der neue Schweizer FIFA-Schiedsrichter.«

Daraufhin telefonierte ich gleich mit dem Schweizer Fußballverband und fragte: »Was läuft da?« Ja, es gebe da ein Problem, hieß es, offenbar sei die Meldung von mir nicht bei der FIFA angekommen, und deshalb sei nun Michel Zen-Ruffinen nominiert worden. »Aha«, sagte ich nur, denn mir war klar, dass ein massiver Protest gegen diesen undurchsichtigen Vorgang meine Aussicht auf eine FIFA-Schiedsrichterstelle vollends zerstört hätte.

Es waren vor allem zwei Dinge, die mich an diesem Abend beschäftigten. Das eine war die maßlose Enttäuschung darüber, dass mein Traum, FIFA-Schiedsrichter zu werden, vorerst geplatzt war – und damit vermutlich auch die Chance, bei der WM 1998 dabei zu sein. Das andere war, dass damals in der Schweiz neue FIFA-Kandidaten nur dann auf die Liste rückten, wenn bisherige Schweizer FIFA-Schiedsrichter altershalber gestrichen werden mussten; und ich wusste, dass 1994 keiner aus Altersgründen ausscheiden würde – also wäre meine nächste Chance erst wieder die Kandidatenliste für 1995 gewe-

sen. Ich war stocksauer, vor allem weil ich ahnte, dass da ein krummes Ding läuft.

Im folgenden Jahr jedoch gab es dann die nächste Überraschung. Denn da nahm der Verband völlig unerwartet gleich zwei Schiedsrichter aus der Schweiz von der FIFA-Liste. Das hatte es vorher noch nie gegeben, und was dahinter nun wieder steckte, weiß ich bis heute nicht genau. Jedenfalls erhielt ich einen der beiden unverhofft frei gewordenen Plätze und wurde 1994 FIFA-Schiedsrichter.

Mein erstes internationales Spiel war die Begegnung England gegen Irland bei der U-16-Weltmeisterschaft in Irland am 28. April 1994, es endete 1:1. Kaum drei Monate später dann folgte das, wovon ich jahrelang geträumt und worauf ich stets hingearbeitet hatte: Ich durfte mein erstes A-Länderspiel pfeifen, und auch dabei spielten mal wieder ganz spezielle Umstände eine wesentliche Rolle. Bei der Partie handelte es sich um das Freundschaftsspiel zwischen Georgien und Malta in Tiflis, und sozusagen als Doppelpack gab es auch gleich noch die Partie Armenien gegen Malta dazu – die allerdings mein Schweizer Kollege Werner Müller leitete, ein ehemaliger FIFA-Schiedsrichter, der inzwischen leider verstorben ist. Die Reise in den Kaukasus war in gewisser Weise eine Expedition ins Ungewisse, deren Hintergrund die 1991 in Kraft getretene Unabhängigkeit der beiden Staaten Georgien und Armenien war. Nun, drei Jahre später, durften deren Fußballnationalmannschaften erstmals zu einer internationalen Qualifikationsrunde antreten, und zwar jener zur EM 1996 in England, die ab 1994 ausgespielt wurde. Georgien bekam es in seiner Qualifikationsgruppe unter anderem mit Deutschland, Bulgarien und Wales zu tun; Armenien unter anderem mit Spanien, Belgien und Dänemark. Die UEFA wollte nun anhand der Freundschaftsspiele einen Eindruck davon bekommen, wie es um die Organisation, die Sicherheit – eben das ganze

Drumherum – in Georgien und Armenien bestellt ist. Deshalb gab es diese fünftägige Reise im Juli 1994. Dabei waren mein Schiedsrichterkollege Müller, zwei Assistenten, Ernst Felder und ein Kollege aus dem Tessin, René Eberle von der UEFA, Edgar Obertüfer, Generalsekretär des Schweizerischen Fußballverbandes, und ich. Der Flug ging zunächst von Bern nach Paris, und von Paris sollte es direkt nach Eriwan weitergehen. In Paris jedoch hieß es, die Maschine – eine riesige Tupolew, komplett besetzt mit etwa 480 Passagieren – könne nicht direkt nach Armenien fliegen, sondern müsse eine Zwischenlandung einlegen, um aufzutanken. Tatsächlich flogen wir dann doch direkt bis Eriwan. Das war sicher richtig so, denn ich vermute, wir wären nach einer Zwischenlandung wohl gar nicht mehr in die Luft gekommen. In Paris jedenfalls hob die ungeheure Maschine erst auf den letzten Metern der schier endlosen Startbahn ab, und es dauerte eine kleine Ewigkeit, bis das Flugzeug an Höhe gewann. Jedenfalls kamen wir wohlbehalten frühmorgens um vier Uhr in Eriwan an, auf einem gigantischen Flughafen.

Die Einreisekontrolle hingegen fand im kleinsten Maßstab statt. Alle 480 Passagiere drängten sich in einem für diese Anzahl Menschen mickrigen Raum, an dessen einzigem Ausgang ein Uniformierter sehr gewissenhaft die Pässe und Visa prüfte. Anfangs hofften die UEFA-Offiziellen noch, ein Vertreter des armenischen Fußballverbandes würde auftauchen, um die Formalitäten für unsere Gruppe ein wenig abzukürzen, doch es kam niemand. Um sieben Uhr morgens hatten wir dann endlich die Passkontrolle hinter uns und kamen ans Gepäckband. Das lief zwar noch, doch von unseren Koffern keine Spur. Und zwar von keinem einzigen der Koffer, die unsere sechsköpfige Gruppe aufgegeben hatte. Irgendwann trudelte dann der Vertreter des armenischen Verbandes ein und versuchte Trost zu spenden, indem er sagte: »No problem, no problem. Next week, next flight.«

Wir standen jedenfalls da mit nichts als dem, was wir am Leib trugen. Zum Glück hatte der UEFA-Delegierte reichlich Bargeld eingesteckt, und wir sind erst einmal einkaufen gegangen. Danach trugen wir alle geblünte Hemden und sahen aus wie Hawaii-Touristen, die sich nach Vorderasien verirrt hatten. Das erste Spiel Armenien gegen Malta am 16. Juli, das Armenien 1:0 gewann, pfiff Werner Müller in Kleidung, die ihm armenische Kollegen geliehen hatten. Er und auch die Assistenten sahen darin mehr wie Clowns aus als wie durchtrainierte, respekteinflößende FIFA-Unparteiische. Ich war einerseits fassungslos, andererseits hoffte ich, dass bis zum zweiten Spiel der Reise in Georgien unsere Koffer doch noch auftauchen würden. In meinem Koffer lag nämlich, sorgfältig gefaltet und verpackt, mein komplett neues Schiedsrichter-Outfit, das ich mir für diese Gelegenheit zugelegt hatte, bei der ich ja unter allen Umständen eine gute Figur machen wollte. Er kam aber nie an, sondern wartete bei unserer Rückkunft am Flughafen in Zürich. Also fand auch das zweite Freundschaftsspiel dieser Tournee am 19. Juli – mein A-Länderspiel-Debüt – in Tiflis zwischen Georgien und Malta für die Unparteiischen in geliehenen Schiedsrichterklamotten statt. Schuhe zu groß, Hose zu weit und das Trikot erst recht. Ich sah ähnlich verwegen aus wie mein Kollege zwei Tage zuvor in Eriwan – Vogelscheuche meets Fußballplatz. Aber, optischer Eindruck hin oder her, das Spiel ging problemlos über die Bühne, es endete 1:1, und am Ende überwog bei mir natürlich die Freude über die eigene Leistung bei Weitem die textilen Ärgernisse.

Einen kleinen Höhepunkt hatte diese Reise dann auch noch ganz am Ende parat. Wir waren wieder wohlbehalten in Zürich gelandet, hatten dort unsere fünf Tage lang vermissten Koffer in Empfang genommen und gingen gerade durch die Zollkontrolle, als mich einer der Beamten anhält und sagt: »Halt, bitte den Koffer aufmachen.« Und ich habe ihm geantwortet: »Garantiert nicht.« Es gab dann ein kleines verbales Hin und

Her, doch am Ende hatte ich ihn offenbar überzeugt: Er ließ er mich mitsamt dem ungeöffneten Koffer passieren.

In einer Liga mit den Stars

Je höher ich gepfiffen habe, umso souveräner und fairer waren in der Regel auch die Fußballer. Das wiederum machte es für mich als Schiedsrichter einfacher, mit ihnen umzugehen. Ich weiß, dass das Klischee genau das Gegenteil besagt, und wenn man manche Spieler und ihr Superstargehabe so sieht, dann liegt es ja auch nahe, sie für ziemlich nervige Charaktere zu halten. Das mag auf den einen oder anderen zutreffen, und vielleicht ist das im privaten Bereich auch stärker ausgeprägt als im sportlichen. Doch tatsächlich gibt es nur ganz wenige große Spieler auf internationalem Niveau, die wirklich problematische Verhaltensweisen haben. Der Grund ist ganz einfach: Wenn einer wirklich nur Fußball spielen kann und ihm alle anderen Fähigkeiten abhandengekommen sind – dann wird er irgendwann scheitern. Jedenfalls wird aus dem kein wirklich großer Fußballer werden. Dazu braucht es heute einfach auch umfassende menschliche Fähigkeiten. Schon allein deshalb, weil der klassische Einzelkönner im aktuellen Fußball sehr viel weniger gefragt ist als früher. Auch, weil ein herausragender Starspieler heute nicht mehr so viel Erfolg hätte wie früher. Der moderne Fußball ist nämlich zu einem wirklichen Mannschaftssport gereift. Die schon vielfach bestätigte Regel heißt: Mit Einzelspielern gewinnst du einzelne Spiele, mit Mannschaften gewinnst du Meisterschaften. Früher war das zum Teil etwas anders, da konnten einzelne Spieler vielleicht mehr bewirken.

Bei meinem ersten Champions-League-Spiel, es war die Partie zwischen den Blackburn Rovers und Legia Warschau am

1. November 1995 in Ewood Park, gab es mit Mittelstürmer Alan Shearer bei den Blackburn Rovers so einen Star. In der Vorsaison hatte Shearer 40 Tore in 31 Partien erzielt und war daraufhin zu »Englands Fußballer des Jahres« gewählt worden. Er konnte also durchaus den spielentscheidenden Unterschied für seine Mannschaft ausmachen. Shearer wusste das natürlich, und man sah ihm auch an, dass er es wusste. Kurzum: Er gab den Zampano und stellte sich gern in den Mittelpunkt. Das versuchte er auch an diesem Abend, doch weder gelang ihm noch sonst einem Spieler auf dem Feld ein Tor – die Partie endete 0:0 –, noch brachte er mich damit in Schwierigkeiten. Meine Erfahrung, und die wurde einmal mehr an diesem Abend bestärkt und noch viele Male danach, ist die, dass man eigentlich nur gewinnen kann, wenn man sowohl die Stars als auch die anderen, nicht so bekannten Spieler gleich behandelt. Man gewinnt dann Achtung bei den unbekannteren Spielern, denn die spüren sofort, wenn man ihnen in der gleichen Art gegenübertritt wie dem Superstar – und finden das natürlich gut. Und man gewinnt in der Regel auch die Achtung der Stars, weil die ziemlich schnell mitkriegen, wenn der Schiedsrichter auf ihren Sonderstatus pfeift. Meine Position war ganz klar: Ich fühlte mich auf einer Ebene mit allen Spielern. Wir waren allesamt auf Augenhöhe miteinander.

Apropos Augen: Am 4. September 1999 hatten die beiden Gastgeberländer der EM im darauf folgenden Jahr, Belgien und die Niederlande, ein Freundschaftsspiel in Rotterdam vereinbart, ich sollte die Partie leiten. Am Nachmittag vor der Partie kamen die niederländischen Betreuer zu mir und erklärten, Edgar Davids, der Mittelfeldstratege des Teams, habe eine chronische Augenentzündung und müsse deshalb künftig mit einer Schutzbrille spielen. Ich sollte das erlauben. Es war das erste Mal, das Davids mit Brille spielen wollte, bis dahin hatte er es mit Kontaktlinsen versucht, doch das hatte ihm immer wieder

Probleme bereitet. »Okay«, sagte ich, »zeigt mir mal die Brille.« Ich sah mir dieses Mittelding zwischen Sonnen- und Taucherbrille an und fragte: »Kann die Brille für Davids oder seine Gegenspieler gefährlich werden?« Die Betreuer versicherten mir, dass keinerlei Gefahr bestehe, die Brille bestehe komplett aus Kunststoff. Also gab ich die Erlaubnis – und wurde prompt in einem Presseartikel für diese Entscheidung gelobt. Auch die UEFA und die FIFA bewilligten daraufhin, dass Davids fortan mit dieser Brille spielen dürfe. Der neue Schutz seiner Augen beflügelte Davids ganz offensichtlich, denn er schoss an diesem Abend zwei Tore in einem spektakulären Fußballmatch, das 5:5 endete. Und rustikal war es auch; ich zeigte bei dieser Begegnung neunmal Gelb und einmal Rot.

Ich mochte Spieler wie Edgar Davids, Gennaro Gattuso oder Carles Puyol. Die gaben nie auf, rackerten sich ab und forderten damit die maximale Aufmerksamkeit des Schiedsrichters. Bei denen musstest du immer auf der Hut sein, dass sie nicht über die Stränge schlagen, denn sie probierten unentwegt aus, wie weit sie gehen könnten. Aber sie waren keine Spieler, die hintenrum versuchten, sich einen Vorteil zu verschaffen. Die drei spielten mit offenem Visier, und wenn man ihnen ebenso resolut und bestimmt begegnete, war es stets ein Vergnügen, sie auf dem Platz zu erleben.

Die größte fußballerische Freude jedoch bereitete mir Zinedine Zidane, mein absoluter Lieblingsspieler. Zum ersten Mal gepfiffen habe ich Zidane am 28. Januar 1998 beim Eröffnungsspiel des Stade de France, dem für die Weltmeisterschaft neu erbauten Stadion im Norden von Paris. Frankreich spielte an diesem Abend gegen Spanien, die Partie endete 1:0 für die Franzosen, und Zidane hatte den Siegtreffer erzielt, ein Kopfballtor. Eine Viertelstunde nach dem Spiel kam er zu mir in die Kabine, brachte mir sein Trikot aus dem Spiel, das er mit nie-

mandem getauscht, sondern sich aufgehoben hatte, gab es mir und bedankte sich für eine sehr gute Schiedsrichterleistung. Darüber freue ich mich noch heute! Ich habe während meiner Zeit als Schiedsrichter ungefähr 100 Trikots geschenkt bekommen, und eines der wenigen, die ich immer noch besitze, ist dieses Trikot von Zidane. Es bedeutet mir wirklich viel, denn nie davor und auch nie mehr danach kam ein Spieler zu mir in die Kabine und gab mir sein Trikot, verbunden mit einem Dank für die Schiedsrichterleistung. Normalerweise bringt ein Offizieller des Vereins oder des Verbands ein paar Tüten für das Schiedsrichtergespann, in denen dann oft jeweils ein Trikot steckt, und zwar in der Regel eines, das gar nicht beim Spiel getragen wurde, sondern bis zum Abpfiff irgendwo als Ersatztrikot bereitlag.

Zidanes Dank werde ich nie vergessen, aber in den folgenden Spielen, in denen ich diesen außergewöhnlichen Fußballer pfiff, war das für mich vollkommen belanglos. Wenn ich gemeinsam mit ihm auf dem Platz stand, war er für mich ein Spieler wie jeder andere. Im Übrigen war er ein überaus fairer Sportsmann – allerdings hatte er hin und wieder einmal Ausraster, und so einen leistete er sich auch in einer Partie unter meiner Leitung. Es war das Champions-League-Gruppenspiel am 26. September 2000 in Turin zwischen Juventus und Deportivo La Coruña. Zidane war an diesem Abend im Stadio delle Alpi ein einziges Nervenbündel, ich hatte ihn noch nie in einer derartigen Verfassung erlebt. Schon bei meiner ersten Entscheidung war er am Meckern, beim zweiten Pfiff ging das Gemotze weiter. Und es hörte nicht auf. In der 67. Minute dann, Juventus trug einen Angriff vor, drehte sich Zidane auf einmal um und streckte das Bein aus. Der Abwehrspieler konnte der offenen Sohle gerade noch ausweichen, und ich weiß nicht einmal, ob es überhaupt zu einer Berührung kam. Aber natürlich war es sonnenklar, dass ich die Rote Karte zog und Zidane vom Platz

stellte. Edgar Davids, der andere Mittelfeldstar von Juventus und obendrein auffällig wegen seiner Brille, rannte auf mich zu und rief »Mister Meier, Mister Meier, this is Zidane«, und ich sagte »I know«. Davids ließ nicht locker: »This ist Zidane«; »I know«, sagte ich noch mal, doch Davids insistierte weiter »But this is Zidane«, und ich sagte noch einmal, etwas lauter »I know, this is Zidane. And it's red«. Allerdings blieb bei mir auch nach dem Spiel das Gefühl zurück, dass mit Zidane an diesem Abend irgendetwas nicht gestimmt hatte. Nach dem Foul sollte er zunächst für drei Spiele gesperrt werden, dann jedoch wurde die Sperre auf ein Spiel reduziert. Und so war Zidane beim übernächsten Gruppenspiel gegen den Hamburger SV am 24. Oktober 2000, abermals in Turin, wieder dabei. Aber nur bis zur 29. Minute, denn da zeigte ihm der schottische Schiedsrichter Stuart Dougal erneut die Rote Karte. Und kurz darauf wurde bekannt, dass Zidane von Juventus zu Real Madrid wechselt – und ich vermute, ohne die genauen Hintergründe zu kennen, dass diese ruppige Phase von Zidane mit diesem Wechsel zu tun hatte. Das Spiel gegen den HSV ging übrigens 1:3 verloren.

Mit Zidanes Mannschaftskamerad bei Real Madrid, David Beckham, verbinde ich auch ein spezielles Erlebnis. Die Konstellation war ganz ähnlich, doch in diesem Fall entfaltete die Karte eine ganz andere Wirkung, was zugegeben auch daran lag, dass es die Gelbe und nicht die Rote Karte war. Doch ich sollte der Reihe nach berichten. Das Match, um das es geht, war ein Qualifikationsspiel zur EM 2004 zwischen England und der Türkei am 2. April 2003 im Stadium of Light in Sunderland. Kapitän der englischen Mannschaft war David Beckham, und in den Wochen vor dem Spiel hatte er noch mehr als sonst im Mittelpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit gestanden. Beckham steckte nämlich in einem Formtief und lag im Clinch mit seinem Vereinstrainer bei Manchester United, Alex Ferguson. Ungefähr zu dieser Zeit wurde auch bekannt, dass er mit

einem Wechsel zu Real Madrid liebäugelte. Im Frühsommer war es dann tatsächlich so weit, doch zu diesem Zeitpunkt hatte das Pokerspiel der beiden Topclubs um den Weltklasse-Mittelfeldmann erst begonnen. Vermutlich hemmte das auch die Spielfreude Beckhams, jedenfalls gab es in der Presse bereits Diskussionen, ob er noch der richtige Kapitän für die Nationalmannschaft sei.

In dieser Gemengelage also stand nun das Heimspiel gegen einen der stärksten Konkurrenten um den Gruppensieg in der Qualifikationsgruppe 7 an. Und natürlich wusste auch das türkische Team, dass der angeschlagene Beckham an diesem Abend ein Schwachpunkt der englischen Mannschaft sein würde, an dem sich eventuell ansetzen ließ. Schon nach wenigen Minuten war klar, dass die Partie einen unguten Verlauf nehmen könnte. Beckham war motiviert bis zum Anschlag und wollte allen Kritikern beweisen, dass er erstens ein Kämpfertyp und zweitens ein brillanter Fußballer sei. Und die türkischen Spieler hatten genau das kommen sehen und versuchten, Beckham zu provozieren. Wer sah, wie Beckham in die Zweikämpfe ging, konnte sehr hohe Wetten abschließen, dass die Partie nicht mit elf Engländern auf dem Platz enden würde. Mehrfach versuchte ich, den türkischen Spielern klarzumachen, dass sie die Unsportlichkeiten gegenüber Beckham sein lassen sollten; und Beckham habe ich versucht klarzumachen, über diese Provokationen hinwegzusehen und seine Aggression zu zügeln. Genutzt haben diese Appelle nichts. Beim nächsten Foul von Beckham gab es deshalb nur noch eine Reaktion für mich: Ich zeigte ihm Gelb, schon nach neun Minuten. Das Risiko war groß, dass das Spiel daraufhin zerfahren, aggressiv und unattraktiv werden würde, aber es gab auch die Chance, dass sich die Partie wenigstens etwas beruhigte. Und vor allem war es dringend nötig, Beckham vor sich selbst, vor seiner Wut auf sich selbst oder wer weiß wen zu schützen. Es brauchte ein deutliches Signal, dass es jetzt fünf vor zwölf ist.

»Beckham«, sprach ich ihn sehr laut an, »noch ein Mal eine solche Aktion, und du fliegst vom Platz. Mir ist vollkommen egal, was dann mit dir passiert. Ich sage dir nur: Wenn du dich nicht anständig benimmst, schmeiß ich dich runter. Reiß dich zusammen.«

Er schaute mich mit großen Augen an und nickte ganz kurz. Es schien, als hätte ich ihn aus einer Art Hypnose geholt. Ich hatte tatsächlich das Gefühl, dass er in diesem Moment kapiert hatte, was es geschlagen hat. Doch das Entscheidende war: Ab sofort war Ruhe im Spiel. Beckham konzentrierte sich aufs Fußballspielen und ließ sich nicht mehr provozieren, und die türkischen Spieler verloren nach und nach die Lust, ihn zu triezen. England gewann das Spiel 2:0, wobei Beckham den Schlussspunkt setzte, indem er einen Foulelfmeter in der 90. Minute verwandelte. Nach dem Abpfiff kamen der englische Trainer Sven Göran-Eriksson und einige englische Betreuer auf mich zu und bedankten sich beinahe überschwänglich für die Gelbe Karte, die ich ihrem Star gezeigt hatte. Natürlich war ihnen auch klar, dass ohne diese frühzeitige Verwarnung womöglich eine Rote Karte das Match für Beckham vorzeitig beendet hätte.

So unsportlich Provokationen sind, so selbstverständlich sind sie im Fußball geworden – und zwar über alle Ligen hinweg. Allerdings läge in diesem Fall die Verantwortung vor allem bei den Aktiven in den höchsten Spielklassen, etwas mehr Charakter zu zeigen und vor allem diese unsäglichen Schauspielereien zu lassen. Ich denke, dass auch die Medien dazu beitragen könnten und hier einen Auftrag hätten. In Frankreich gab es mal einen ebenso klugen wie wirkungsvollen Ansatz. Da wurde nach einer eindeutig zu erkennenden Schwalbe der betreffende Spieler gleich nach Spielschluss mit dieser Aktion konfrontiert, und zwar mit Fragen wie: »Warum haben Sie eben eine Schwalbe gemacht?« oder »Warum haben Sie gerade auf dem Platz betro-

gen?« Das haben die Fernsehsender ein paar Wochen lang durchgezogen. Und was war der Effekt? Kein Spieler, wirklich keiner, hat sich mehr einfach so fallen lassen. Selbst nach klaren Berührungen sind viele nur kurz gestrauchelt, aber dennoch weitergelaufen, um sich nur bloß keiner peinlichen Interview-situation mehr aussetzen zu müssen. Irgendwann wurde diese Praxis des Zur-Rede-Stellens von Spielern nach unsportlichen Schauspielerien wieder fallen gelassen, und seitdem fliegen auch in Frankreich die Schwalben wieder durch die Strafräume.

Mein eindrucksvollstes Erlebnis dieser Art begann am 21. April 1999 im Stadio delle Alpi in Turin. Dort trafen Juventus Turin und Manchester United zum Halbfinal-Rückspiel der Champions League aufeinander. Das Hinspiel in Old Trafford war 1:1 ausgegangen, es war also alles noch offen, vielleicht mit einem leichten Vorteil für die Italiener, die immerhin ein Auswärtstor erzielt und nun ein Heimspiel hatten. Auf dem Platz standen an diesem Abend Fußballer wie Beckham, Keane, Scholes bei Manchester oder Zidane, Davids, Di Livio bei Juventus. Nicht zu vergessen natürlich Filippo Inzaghi, ein begnadeter Stürmer, der allerdings nicht nur für seine Treffsicherheit berühmt war, sondern auch für seine Schwalben.

Inzaghi legte an diesem Abend los, als gäbe es kein Morgen. Nach sechs Minuten traf er zum 1:0, nach elf Minuten zum 2:0. Es schien ein bitterer Abend zu werden für die Engländer, doch wer das glaubte, hatte nicht mit Inzaghi gerechnet. Der nämlich sonnte sich nach dem Doppelpack in seinem Stürmerglück und stellte praktisch das Fußballspielen ein. Er ließ sich fortan nur noch fallen. Und ich habe immer wieder mit der Hand gewinkt, um ihm zu bedeuteten: aufstehen, weiterspielen, da war nichts. Ich glaube, an diesem Abend hat Inzaghi von mir keinen Pfiff gekriegt.

Und Manchester United gelang es, das Spiel zu drehen. Zur Halbzeit stand es 2:2, und kurz vor Schluss machte Andy Cole

mit dem 2:3 den Auswärtssieg für die Engländer perfekt. Ich weiß noch, wie ich nach diesem mitreißenden Fußballspiel gedacht habe: »Jetzt werden mich die italienischen Zeitungen zerreißen.« Aber das war eine Fehleinschätzung. Genau das Gegenteil war nämlich der Fall. »Endlich ein Schiri, der nicht auf Inzaghi hereinfällt« lautete der Tenor der Berichterstattung, wenn die Rede auf meine Leistung beziehungsweise die Unart von Inzaghi kam. Ich war ehrlich überrascht. Ich habe Inzaghi noch ziemlich oft danach gepfiffen, er war ja fast so eine Art Stammgast von mir – oder vielleicht eher ich bei ihm, je nach Perspektive. Und jedes Mal, wenn er mich vor dem Spiel im Kabinengang sah und begriff, wer jetzt gleich die Partie leiten wird, hat er die Hand vor Augen genommen und sich weggedreht. Unter dem Motto: Nicht der schon wieder.

Schiri, wir wissen, wann dein Flugzeug geht

Härte und Unfairness auf dem Platz ist das eine, mit dem ein Schiedsrichter umgehen muss. Etwas ganz anderes ist das Verhalten des Publikums. Bei Entscheidungen gegen die Heimmannschaft etwa muss der Unparteiische mit oft frenetisch geäußelter Kritik von den Rängen klarkommen. Und man lernt schnell, beispielsweise die verschiedenen Tonlagen von Pfeifkonzerten zu deuten. Manchmal wird man aus Enttäuschung ausgepfiffen, weil das Spiel für das eigene Team verloren gehen wird oder gerade verloren wurde; in diesem Fall ist man als Schiedsrichter nicht selten der Buhmann. Dann gibt es Pfeifkonzerte, in denen sich etwas entlädt, das im Stadion schon eine halbe Stunde oder länger vor sich hinbrodelte. Und irgendwann, spätestens beim Abpfiff, geht das Ventil endgültig auf. Dann kommen zur Enttäuschung noch Wut und Aggression, zum Beispiel auch wegen einer vermeintlichen oder tatsächlichen Fehlentscheidung des Schiedsrichters.